

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 246.

Samstag, 9. September

1933.

## Lutz sucht Braut

## für seinen Vater!

Roman von HANS HEUER

10. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Anton Eggebrecht raffte sich auf. Legte die letzten zehn Meter bis zu dem Hause zurück, stand vor dem Gartentor — und sah niemand mehr.

Das Gebäude lag still, vornehm und abwehrend hinter alten, breitstämmigen Bäumen und verriet keine Spur von Leben.

Ein kleines Messingschild am Briefkasten der Gittertür hatte zwei Buchstaben eingraviert, sonst nichts.

Zwei Buchstaben: „S. T.“

Ein Augenblick kämpfte Anton Eggebrecht mit dem Entschluß, zu läuten und nach dem Bewohner des Hauses zu fragen und nach dem Namen des Mannes, der eben im Auto vorbeifuhr.

Dann sagte er sich, daß damit eigentlich nichts erreicht sei. Den Namen erfuhr man noch immer. Man merkte sich die Nummer des Hauses — und wartete erst einmal ab. Hatte Lutz keinen Erfolg, konnte man immer noch hierher zurückkehren.

Langsam ging Anton Eggebrecht den Weg zurück, den er gekommen. Nicht ganz zufrieden mit sich, nicht ganz zufrieden mit dem Ablauf der Dinge. blieb einige Male stehen und sah sich um, als wisse er noch nicht recht, ob das, was er jetzt tue, richtig sei. Aber den Mut, umzukehren und einfach in das Haus einzudringen, brachte er doch nicht auf.

Man konnte nicht wissen . . . Häuser haben ihre Geheimnisse! Und mancher ging tollkühn aufs Ganze und brach sich das Genick dabei.

Anton Eggebrecht fühlte sich aber zu jung zu einem Genickbruch.

8.

Lutz Eggebrecht, der große Sohn eines mittelfigurlichen, hin und wieder mit ein wenig cholertischen Neigungen behafteten Vaters, behauptete immer, es gäbe nichts, was man nicht könne, wenn man ernstlich wolle. Sein Vater hatte aus ihm mit aller Gewalt einen Staatsanwalt machen wollen, bei dessen Anblick den armen Schächern von Anfang an schon das Herz in die Hosen fiel. Lutz lehnte es ab, mit Paragrafen zu jonglieren wie Rastelli mit Gummibällen und Blechsellern und Donnerreden gegen die Verderbtheit der Welt im allgemeinen und der Menschheit im besonderen zu halten. „Die Welt wird nicht besser, auch wenn ein Staatsanwalt mehr herumläuft!“ sagte er. Als Dreißjähriger hatte er mit Hilfe einiger Steinbaukästen dem berühmten Turmbau von Babel Konkurrenz gemacht. Als Zwanzigjähriger wollte, er absolut Häuser bauen, weil es ein Skandal sei, daß Menschen in Kellerlöchern kampieren müßten. Mit Dreißig baute er sie. Moderne, saubere Häuser mit hellen, leichten Räumen und weiten grünen Rasenflächen dazwischen.

Daß sein Vater sich regelrecht in eine unbekannte Einbrecherin verliebte und ihretwegen in die Unter-

welt Berlins hinabstieg, betrachtete er mit einem gutmütigen Lächeln. Und sagte sich, ein alternder Mann, der sowieso nichts zu tun hatte, braucht ab und zu eine kleine Auffrischung des Alltags und seines Blutes, um der Gefahr einer Arterienverkalkung vorzubeugen.

Ernst nahm er die Neigung seines Vaters nicht.

Als aber die Unbekannte plötzlich austauchte, in einem prachtvollen Wagen am Steuer sitzend, lebenswürdig und mit der anmutigen Nachlässigkeit einer Dame mit dem jungen Mann plaudernd, als habe sie nicht vor einigen Nächten die Nachtruhe friedlicher Bürgerleute gestört, war der Entschluß da, dem Geheimnis dieser Dame auf die Spur zu kommen, die sich einen großartigen Wagen leisten konnte, Münzsammlungen mauste und dafür höchst merkwürdige Abrechnungsmethoden hatte.

Sie raste die Straße am See entlang, bog dann in die Chaussee nach Potsdam ein und schien sich ganz und gar auf eine kleine Hehjagd mit ihm einlassen zu wollen.

Lutz Eggebrechts Wagen war kein Wunderwerk der Technik, aber er lief treu und brav seine Tourenzahl. Ehrgeizige kannte er keine, denn er war nicht für Wettrennen bestimmt, sondern als Fortbewegungsmittel für einen Mann gedacht, der viel zu tun hatte und nicht an jeder Haltestelle eine Viertelstunde oder noch länger auf eine Straßenbahn warten konnte.

Als Lutz Eggebrecht ihn auf einmal zum Rennwagen avancieren ließ, mochte er sich vorkommen wie ein Droschkengaul, dem man anormalerweise zumutet, das Derby zu gewinnen.

Aber er summt und brummt und lief. Lief hinter dem großen Bruder her wie ein Dackel hinter einem Windhund.

Lutz kannte sein Fahrzeug. Und redete ihm zu wie einem kranken Kopf:

„Na, nu mal los, zeig' mal, was du kannst! Bleib mir ja nicht stehen jetzt, Alwine!“ Warum Alwine, mag Lutzens Geheimnis bleiben, es wäre vergebliche Mühe, ihm nachzuforschen. „Wenn du jetzt stehen bleibst, Alwine . . . wenn du mich blamierst!“

Aber „Alwine“ blieb nicht stehen. „Alwine“ ratterte und knatterte und pufete und konnte doch nicht verhindern, daß der Abstand zwischen ihr und dem andern Wagen immer größer wurde.

Noch konnte Lutz alles an und auf diesem Wagen erkennen, noch vermochte er die Umrisse des Kopfes da vorn über dem Steuer mit seinem Blick zu umfassen . . . eines Kopfes, dessen weiße Polotappe sich damit begnügte, die rechte Kopfhälfte zu bedecken, während auf der linken das flammenblonde Haar im Winde flatterte.

„Komisch, die Frauen von heute“, dachte Lutz, „tun so, als hätten sie nur einen halben Kopf! Stülpen sich Hutfragmente aufs rechte Ohr, bis zum Scheitel hinauf

und kümmern sich nicht darum, was aus der andern Hälfte wird!"

Der blonde Kopf wurde immer kleiner. Nicht mehr lange würde es dauern und Kopf und Mädel und Wagen hatte die graue Ferne aufgeschluckt.

Wahnsinn eigentlich, die groteske Jagd! Eine Gazelle verfolgt man nicht auf dem Rücken einer Schildkröte.

Und doch gab Luz die Verfolgung nicht auf.

Er war zu praktisch, um dem Glück der Götter allzuviel Gewicht beizumessen. Es war kaum damit zu rechnen, daß irgendein heimtückisch-günstiges Geschick das Fahrzeug der Verfolgten kopfüber in den Chausseegraben sausen ließ, nur um ihm die Chance des Herankommens zu vergönnen — eine andere Hoffnung nährte seine Ausdauer.

Und die Hoffnung erfüllte sich.

Der Wagen mit der Unbekannten jagte im Siebzigkilometertempo weiter und weiter und bog jetzt in eine große Kurve ein.

Luz lachte ein leises Lachen, in dem so etwas wie die Gewißheit des Sieges widerschwang.

„So, Alwine, jetzt gilt's!"

Und entschlossen bog er mit „Alwine“ in einen nicht sehr breiten Feldweg ein, der schnurgerade verlief, während die Chaussee da vorn einen gewaltigen Bogen machte. „Alwine“ hoppelte über Weglöcher und Maulwurfshügel und äußerte ihre Unzufriedenheit mit dieser absolut unzulänglichen Autostraße in einigen bedenklichen Bocksprüngen, deren Rhythmus sich Luz wohl oder übel anpassen mußte.

Dort weit rechts rastete die Unbekannte vorwärts.

Sie blickte sich ein paarmal um und sah den Verfolger nicht mehr.

Atmete lachend auf und lehnte sich ein wenig zurück.

Der lange Bengel hatte scheinbar wirklich in dem Wald gelebt, sie mit seinem Wägelchen einholen zu können. Sie mit ihrem Mercedes-Benz, der gut und gern, wenn sie es wollte, seine hundertzwanzig Kilometer herunterrasselte.

Ein kleiner Schreck war ihr doch durch die Glieder gefahren, als sie ihn plötzlich an der Terrasse des „Haus am See“ dicht vor sich auftauchen sah. Die einzig mögliche Reaktion war der Griff an den Anlasser gewesen.

Angenehm wäre es nicht gewesen, Rede und Antwort stehen zu müssen.

Nun war ja die Gefahr glücklich wieder beseitigt.

Sie ließ ihren Wagen in großer Kurve dem Lauf der Chaussee folgen. In Potsdam würde sie ein bißchen kreuz und quer durch die Straßen fahren und dann auf Umwegen wieder nach Berlin zurückkehren. Und der lange Junge mit seinem Spielzeug von Auto würde unterdessen . . .

Da ruckte ihr Oberkörper nach vorn. Ihre Augen öffneten sich unwillkürlich ein bißchen weiter und starrten auf das Spielzeug von Auto, das dort vierzig, fünfzig Meter vor ihr von der Seite her in die Chaussee einlenkte und sich quer in den Weg stellte!

Das war doch . . .

Wie kam der da hin? Wie hatte er es fertiggebracht, vor ihr da zu sein?

Das war ja die reinste Hexerei!

Jetzt sprang „der lange Bengel“ heraus.

Der Mercedes-Benz schoß heran.

Sie überlegte blitzschnell. Links konnte sie nicht vorbeigehen. Da stand das Wägelchen und verperrte die Durchfahrt. Rechts aber hatte sich ihr Verfolger aufgepflanzt und schien entschlossen, falls sie den Versuch machen sollte, durchzubrennen, sich dem Wagen entgegenzuwerfen. Und wenn man das „lange Laster“ mit den breiten Schultern sah, könnte man beinahe meinen, es müsse ihm gar nicht so schwer fallen, so 'n paar Pferdestärken aufzuhalten.

In ihrem Gehirn wirbelten die Gedanken durcheinander.

Jetzt war sie heran und erkannte: Es gab kein Vorbeigehen!

Wie sie es auch anstellte, der da würde mit seinen

unglaublichen langen Beinen die ganze Straße verperrern, wenn es nicht anders ging.

Es blieb also nichts weiter übrig . . . sie mußte bremsen.

Drei Meter vor ihm stand ihr Wagen.

Er war schon bei ihr, grüßte mit einer kleinen, etwas ironisch wirkenden Verbeugung und lächelte:

„Kennen Sie das Märchen vom Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel? „Ich bin schon da!“ sagte der Igel, als der Hase atemlos angefaßt kam!“

Das Lächeln ärgerte sie. Es war soviel gutmütige Überlegenheit darin. So, als denke er: „Hast du wirklich geglaubt, mir entweichen zu können?“

„Wollen Sie nicht einen Augenblick aussteigen, mein Fräulein? Ich möchte mich nämlich ein wenig mit Ihnen unterhalten!“

Sie sah ihn an und versuchte ein abweisendes Gesicht zu machen. Er fand es nur drollig und konstatierte, daß die weiße Polokappe auf dem goldblonden Haar ganz entzückend aussah und überhaupt das ganze Gesicht mit den hellen Augen, der schmalen, kleinen Nase, dem weichen Mund und dem eigenwilligen Rinn von aparter Schönheit war. Hier und da noch etwas Unfertiges, Jungmädchenhaftes, andere Linien schon fest ausgeprägt, wie man sie heute eben bei Mädchen um die Zwanzig herum bereits findet. Er begriff auf einmal, daß sein Vater sich weigerte, die Besitzerin dieses Gesichts ins Gefängnis wandern zu lassen.

„Was Sie mir zu sagen haben, können Sie doch auch so tun!“ meinte sie kühl.

„Ich könnte, ja . . . aber ich möchte nicht! Einmal sind Sie meinem Vater durchgebrannt und vorher mir . . .“

„Ihrem Vater?“ Sie machte ehrlich erstaunte Augen. „Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen!“

„Eben deswegen möchte ich, daß Sie aussteigen. Dann ist die Verständigung einfacher!“

„Sie müssen das schon mir überlassen . . .“

„Sie gestatten, daß ich anderer Meinung bin!“

Und bevor sie wußte, wie ihr geschah, hatte der Riese hinter das Steuerrad gegriffen, sie hochgehoben und vor sich auf den Boden gestellt.

Das verschlug ihr etwas den Atem. Aber sie gehörte zu der Kategorie Mädchen von heute, die sich schnell fassen und durch nichts länger als zwei Sekunden verblüffen lassen.

„Was wollen Sie eigentlich von mir?“ fragte sie empört. Empört jedoch nur, weil sie das der gegenwärtigen Situation gegenüber für angebracht hielt. In Wirklichkeit imponierte ihr seine Kurage.

„Vor allem, mein Fräulein, möchte ich wissen, warum Sie vor mir ausgekniffen sind!“

„Ich vor Ihnen ausgekniffen, mein Herr? Das bilden Sie sich aber nur ein!“

„Ich bilde mir auch ein, daß Sie vorgestern nacht der Villa meines Vaters einen Besuch abstatteten, ihm den wertvollsten Teil seiner Münzsammlung nahmen und sich dann drückten, nicht wahr?“

„Wovon sprechen Sie?“

„Sie sind eine schlechte Schauspielerin, mein Fräulein! Wenn man seine Schandtaten vorgelesen bekommt, darf man nicht erröten!“

Sie stampfte mit dem Fuße auf.

„Lassen Sie mich weiterfahren! Sie haben kein Recht, mich hier auf der Landstraße zu überfallen!“

„Haben Sie ein Recht, nachts in fremde Wohnungen einzudringen?“

„Ich bin nicht . . .“

„Es gibt Menschen, die leugnen bis zur allerletzten Minute, so lange man sie der Tat nicht überführt hat. Wenn Sie aber einsehen, daß ein längeres Leugnen Ihnen nur Nachteile bringen würde, bequemen sie sich zu einem Geständnis. Ihre Flucht vor mir bewies, daß Sie mich kennen und daß Sie ein schlechtes Gewissen haben . . .“

„Und die Art, wie Sie Damen auf der Straße überfallen, beweist, daß Sie kein Kavaliere sind!“

(Fortsetzung folgt).

## Sein Trick.

Skizze von Alexander von Keller.

Lange bevor wir ihn persönlich kennenlernten, hörten wir von ihm, denn er genoss den Ruf, einer der bekanntesten Spieler Europas zu sein. Nebenbei erzählte man sich auch, daß er ein Falschspieler großen Formats wäre, der mit einem neuen, bisher noch vollkommen unbekanntem Trick arbeitete. Das waren allerdings nur Gerüchte, und diese Gerüchte allein genügten nicht, dem Mann die Klubs zu verschließen; so kam es, daß er meteorgleich bald da, bald dort auftauchte und die Leute verblüffte. Gewöhnlich spielte er Poker, eines der unangenehmsten Bluffspiele; manchmal auch Chemin-de-fer — eine vom Teufel erfundene Angelegenheit — oder Bridge. Bridge kann unter Umständen ein sehr teures Spiel sein.

In den letzten Monaten war er in Bukarest, Genf und Paris gesehen worden, und Leute, die mit ihm gespielt hatten, erzählten die seltsamsten Geschichten über seine Art des Spielens und seinen Trick, denn er hatte überall Unsummen gewonnen. Aber keinem Menschen war es bisher gelungen, ihn des Falschspiels zu überführen, so sehr alle darauf aus waren. Als ihn dann Bothmann eines Tages unvermutet bei uns einführte, waren wir sehr enttäuscht, denn er entsprach so gar nicht unseren Vorstellungen. Wir hatten erwartet, einen Mann vom Typ eines Douglas Fairbanks zu sehen, statt dessen trat uns ein sehr gepflegtes und sehr gelehrt aussehendes Männchen entgegen, das eher einem Professor glich denn einem Spieler. Auf einem kleinen, hageren Körper saß ein mächtiger, wundervoll modellierter Kopf, und die Augen hätten ebensogut einem Philanthropen gehören können, so gütig besahen sie sich alles. Bothmann stellte ihn vor — Graf Booth. Er hieß auch tatsächlich so und konnte es beweisen. Vor dem Krieg war er kaiserlich russischer Staatsrat gewesen, in der Revolution aber hatte er alles verloren. Jetzt schien er recht vermögend zu sein.

Bothmann nahm uns nach der Vorstellung beiseite. „Ich habe ihn eingeführt“, sagte er wichtig, „um ihm endlich das unsaubere Handwerk zu legen. Es gibt keinen Falschspieler, den ich nicht entlarven könnte.“ Dann erzählte er noch einiges über die verschiedenen Methoden berühmter und berüchtigter Falschspieler, und zum Schluß bat er um die Erlaubnis, Dr. Wiesner vom Falschspielerdejeunee der Polizeidirektion mitbringen zu dürfen. Wiesner hatte in den letzten Jahren in Ostende, Brüssel und Paris einige große Falschspieler zur Strecke gebracht und genoss den Ruf, alle Tricks aller Falschspieler der Welt zu kennen.

Dann kam der Abend, und wir waren naturgemäß sehr gespannt, denn es ging doch mehr oder weniger um die Ehre des Klubs. Dr. Wiesner war ein netter, liebenswürdiger Herr, der sich über seine Erfolge ausschwiege, was wir ihm hoch anrechneten. Dann waren da noch einige ganz große Spieler — auch eine Dame, Frau von Raffsen, die beim letzten Bridge-turnier wundervoll abgesehen hatte. Gegen zehn Uhr fragte dann Bothmann — so nebenbei — ob denn nicht jemand Lust hätte, ein Spiel zu wagen, und der Russe sagte sofort zu. Er bat nur um die kleine Begünstigung, mit dem Rücken an der Wand sitzen zu dürfen. „Nervenschache“, entschuldigte er sich mit leiser, wohlklingender Stimme. „Ich war sieben Monate in Russland auf der Flucht, und das Gefühl, jemand in meinem Rücken zu wissen, macht mich krank.“ Und wir stimmten ihm alle lachend zu, obwohl es kein guter Anfang war. Wir warfen dann Dr. Wiesner einen Blick zu, und er nickte; man mußte jetzt alles daransetzen, den Russen in Sicherheit zu wiegen.

Anfangs wurde um kleinere Beträge gespielt, und es herrschte eine ziemliche Unruhe im Zimmer; als aber der erste Tausendmarchschein auf dem Tisch lag, wurde es so still, daß man nur die erregten Atemzüge der Anwesenden hörte. Der Russe lächelte ununterbrochen; Bothmann — ein alter Spieler — schien äußerlich ganz ruhig zu sein, nur seine Hände zitterten ein wenig, als er die Karten ausstellte, und Wiesner saß wie ein lauerndes Raubtier auf seinem Sessel. Die Spannung, die über allen lag, war schrecklich. Und wir anderen — wir starrten wie fasziniert auf die Hände des Russen; auf diese kleinen, gepflegten, wunderbaren Hände, die so still arbeiten sollten.

Aber alles war umsonst. Anfangs verlor der Russe — so gegen zweitausend Mark — dann gewann er, und gegen zwei Uhr nachts hatte er 44000 Mark teils in Banknoten, teils in Schecks vor sich liegen. Um diese Zeit gab dann Bothmann — schweißtreisend und vollkommen erschöpft — das Spiel auf; wir anderen konnten auch nicht mehr, denn die ungeheure Aufmerksamkeit und die schreckliche Spannung hatten uns zermürbt. Der Russe, der sehr frisch war, nickte, strich seinen Gewinn ein, bat um ein Glas Champagner und empfahl sich höflich.

In der Garderobe trafen wir Dr. Wiesner; er war sehr niedergeschlagen.

„Natürlich ist er ein ganz gerissener Falschspieler“, sagte er mit einem Unterton dumpfer Verzweiflung in der Stimme, „und mit einfachen Mitteln ist ihm nicht beizukommen. Das liegt eben in seinem Trick. Wenn Sie nichts dagegen haben, bringe ich morgen meinen Photographen mit mir... nein, nein

Sie brauchen keine Angst zu haben... wir machen das wie bei den spiritistischen Sitzungen — ganz geheim und unauffällig. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir den Mann nicht fassen könnten...“

Es kam aber nicht mehr dazu.

Am nächsten Vormittag trafen wir den Russen zufällig in einem kleinen Lokal im Westen, und da ein Ausweichen unmöglich war, setzten wir uns an seinen Tisch. Zuerst sprach er über die Stadt und die Leute — sehr geistreich und sehr vornehm, dann kamen wir auf das Spiel vom Abend vorher zu sprechen, das er als „eine sehr nette und fröhliche Sache“ bezeichnete. Als wir ihn aber aufforderten, uns doch Revanche zu geben, schüttelte er zu unserem maßlosen Erstaunen den Kopf.

„Ich komme sehr gerne“, sagte er ernst, „aber ich werde nicht mehr spielen. Ich habe mir vor Jahren vorgenommen, ein bestimmtes Kapital zu gewinnen — jetzt, da ich es habe, rühre ich keine Karte mehr an.“

Das war allerdings unangenehm und verblüffend — aber wir ließen uns nichts anmerken; bis Grothe (Grothe war seit seiner Geburt ein taktloser Mensch) über Falschspiel und Falschspieler zu sprechen begann. Der Russe wehrte ruhig ab.

„Das taugt nichts“, sagte er wohlwollend, „denn früher oder später kommt man doch auf jeden Trick. Wenn Sie die Geschichte der großen Falschspieler kennen würden — ich habe sie genau studiert — werden Sie finden, daß es keinem gelungen ist, sich dauernd der Gerechtigkeit zu entziehen...“

Vorwärts Grothe — wahrscheinlich gereizt durch den ruhigen Ton des anderen — erregt hinwärts: „Wenn er sich rechtzeitig zurückzieht, kommt man nicht darauf... beispielsweise Sie...“

Das war jetzt sehr unangenehm, und wir hätten — offen gestanden — Grothe in dem Augenblick am liebsten geprügelt, denn Galt ist Galt; aber der Russe nahm die Bemerkung nicht übel.

„Man spricht viel“, sagte er gelassen und winkte dem Kellner, eine neue Flasche zu bringen, „und alle Gerüchte, die über mich zirkulieren, habe ich selbst ausgestreut... Ja — Sie brauchen mich nicht so erstaunt anzusehen... Ich war ehemals reich, habe aber später alles verloren, und nach meiner Flucht warf ich mich aufs Spiel und erzählte allen Leuten, von meinem fabelhaften Trick, und das sprach sich — glücklicherweise — herum, und die Leute spielten mit mir, nicht um zu spielen, sondern um mich zu entlarven... sie starrten auf meine Arme und auf meine Hände, wurden abgelenkt und ließen mich gewinnen...“ Er atmete tief und befreit auf. „Und jetzt — am Ende meiner Spielerlaufbahn — kann ich's Ihnen ja ruhig sagen: Ich habe niemals in meinem Leben falsch gespielt. Das war mein Trick...“

## Ein Löwenbaby fürchtet sich.

Skizze von Maria Ensl.

Dina hat ein Kind bekommen. Es ist klein und weich, und wenn die behutsame Zunge der Mutter über sein helles, verschwommenes Fell streicht, dann drückt es sich ganz fest an Dinas Schnauze. Seine Augen sind hellblau, ahnungslos und in vielen Stunden des Tages fest geschlossen. Es schläft sehr viel, und Dina hat dann Zeit, es zu betrachten. Sie liebt es mit einer heftigen, eifersüchtigen Liebe und ist glücklich, weil es gedeiht. Früher, als sie noch mit Kombo den Käfig teilte, war sie auch sehr glücklich gewesen, seine Nähe hatte ihr wohlgetan, sie spürte in ihm noch einen Rest der vergangenen Freiheit...

Dina hat noch lange nicht alles vergessen, trotzdem es jeither viermal fast geworden ist, o so kalt! In mancher Nacht, wenn alles ganz still ist, werden Erinnerungen lebendig, sie denkt an ihre Heimat. Sie meint die wunderbare Wärme zu spüren, sie sieht die vielen Tiere, die in Freiheit leben und sterben, ohne etwas von Gitterstäben zu ahnen.

Dina haßt die Menschen. Wenn sie vor ihrem Käfig stehen und mit den Fingern auf sie zeigen, knirscht sie mit den starken Zähnen und ist wütend über ihre entsetzliche Ohnmacht. Die können ja alles machen auf der anderen Seite des Gitters, alles können sich die erlauben. Dina ist wehrlos. Und die vergnügten Sonntagsbesucher da draußen haben keine Ahnung, wie sehnsüchtig Dina oft wünscht, ihre Pranke in die weißen Gesichter zu schlagen.

Solche Gedanken versteht hier nur einer, Kombo. Er weiß, was das heißt: Freiheit, Kampf, Gefahr. Aber die anderen, Lucy zum Beispiel, die im Gefängnis geboren wurden, die wissen nichts davon. Sie haben sogar manchmal Lust, mit dem Wärter zu spielen...

Seit Dina ihr Kind hat, lebt sie getrennt von den anderen. Es ist kalt, und das Löwenhaus wird geheißt. Dina kann nicht hinübersehen zu Kombo und Lucy, sie sind durch eine Eisenwand von ihr getrennt. Aber das ist ihr sehr recht. Sie kümmert sich nur um das Kleine, und die Erinnerung an Kombo wird immer schwächer.

Facillität. Es gibt Tage, an denen viel mehr Menschen kommen als sonst. Viel zu oft für Dinas Geschmack wiederholen sich diese Tage. Dann stehen sie vor dem Käfig, lachen und schwätzen, rufen das Kind und möchten es am liebsten mitnehmen. Dina ist wütend, sie ruft das Kleine und legt sich mit ihm in die hinterste Ecke, aber es ist neugierig und läuft immer wieder an das Gitter.

Eines Tages erwacht Dina mit einem unruhigen Erwartungsgefühl, sie läuft hastig hin und her und glaubt, daß etwas Besonderes geschehen müsse. Sie irrt sich nicht. Plötzlich geht die Rückwand des Käfigs langsam und knarrend in die Höhe und eine starke, sonnenwarme Luft strömt herein. Das Kleine niest und blid mit seinen blauen Kinderaugen erstaunt auf die Veränderung. Dina aber nicht befriedigt und geht mit langsamen, fast feierlichen Schritten durch die niedrige Tür hinaus in den sonnenübergossenen Sommerkäfig. Sie ist lange nicht da gewesen, zuletzt war es auch gar nicht mehr schön gewesen. Die Bäume hatten so traurig ausgesehen ohne Blätter, und der Wind segte kalt und drohend. Aber jetzt ist es herrlich!

Ein weicher Pödruf tönt an das Ohr des kleinen Löwentindes. Es hebt das runde Köpfchen, kommt mit zögernden Schritten heraus und sieht nun zum ersten Male ein Stückchen dieser merkwürdigen, unerwartet großen Welt. Ein Geräusch im Nebenkäfig läßt Dina aufblicken. Hier kann sie sehr gut hinübersehen zu den andern, es ist keine starke Wand, die sie trennt, sondern ein dickes, eisernes Gitter. Ein Gitter, ja, aber man kann durchsehen.

Drüben steht Rombo. Lange hat ihn Dina nicht gesehen und sie erschrickt ein bißchen bei seinem Anblick. Langsam geht sie näher an das trennende Gitter heran, und auch Rombo macht ein paar Schritte, ihr entgegen. Dina hat ihr Kind vergessen, das Kleine, das sie von Rombo getrennt hat; nicht der kleinste Gedanke gehört nun dem Kind, sie steht und sieht nur Rombo. Da erscheint drüben in der Tür Lucy.

Sie steckt ihre hübsche Nase in die warme Frühlingsluft und dehnt sich genießerisch in der starken Sonne. Dann erblickt sie auf der anderen Seite Dina und sieht, wie Rombo vor dem Gitter steht und wie er verjüngt ist in Dinas Anblick.

In diesem Augenblick ist es um Dina geschehen. Eine rasende Eiferucht schlägt in ihr hoch und mit einem furchtbaren Brüllen springt sie gegen das Gitter. Ihre Augen funkeln in einem gefährlichen Licht, und ihr Atem geht schwer und feuchend. Lucy erschrickt und flüchtet an Rombos Seite. Das macht Dina nur noch wütender und ihr rasendes Schmerzgebrüll erfüllt den ganzen Garten. Die anderen Tiere werden unruhig, und ein kleiner Bär wimmert vor Angst. So furchtbar klingt Dinas Stimme.

Doch es geschieht etwas, das augenblicklich imstande ist, Dinas Brüllen zu unterbrechen. Sie hört das ängstliche Wimmern ihres Kindes und wendet sich mit einem jähen Ruck um. Das Kleine kriecht angsterfüllt durch den Käfig, sein kleiner Bauch berührt die Erde und seine hellen Augen sind erfüllt von einem jogenenden Schrecken. Es läuft auf die andere Seite und klettert, um Hilfe jammernd, an den Eisentangen hinauf. Angst schüttelt den kleinen Körper, eine namenlose Angst.

Dinas Augen folgen entsetzt den Bewegungen des Kleinen, und eine lähmende Enttäuschung lagert sich um ihr Herz. Das ist mein Kind? Dieses jammernde Kärgchen ist mein Kind: das kann ja nicht sein...

Dina kniet zusammen, ihre Blut ist gebrochen und sie blid nicht ein einziges Mal mehr hinüber zu Rombo. Müde und traurig schleicht sie hin zu ihrem Kind und küßt es ganz ein in ihre beruhigenden Küsse. Das Kleine knauscht noch ein bißchen, dann schläft es erschöpft in der Sonne ein.

Dina stiert vor sich hin, sie ist sehr unglücklich. Sie kann es nicht vergessen, daß dieses junge Löwentind, das ihr Blut in den Adern trägt, vor der Stimme seiner Mutter gezittert hat...

## Der Brückenwärter.

Ein kleines Erlebnis von H. W. Erler.

Mitten auf der Straße stand ein Handwerksbursche, ein Tippelbruder also, braungebrannt, mit zerrissenen Schuhen und blanken Augen, mit weißen, festen Zähnen, und einer Margarineschachtel. Darin hatte er seine drei Habseligkeiten. Er winkte, er wollte mitgenommen werden. „Nur über die Brücke da hinten“, rief er. Ich hielt.

„Das ist nämlich mit der Brücke so: Wer zu Fuß kommt, muß einen Groschen bezahlen, aber Autos sind frei!“ Ich dachte, daß er die Wahrheit spreche, und selbst, wenn er lüge, brauche ich ihn nur beim Brückenhäuschen abzusehen, meinte ich.

Er kletterte neben mich und streckte seine Beine behaglich unter das Armaturenbrett. Seine Margarineschachtel legte er auf die Knie. Er sah aufmerksam zu, wie ich schaltete; es war ihm ein wirklicher Genuß, in einem Auto zu fahren.

Er sei aus Hessen, erzählte er, Zimmermann von Beruf. Arbeit fände man heute schon viel eher als noch vor einem halben Jahr. Aber im Sommer lockte eben das Wandern. Er sei den Rhein hinuntergetippelt, quer durch Westfalen. Es gebe herrliche Bauernhöfe dort, und überall sei man heute schon besser zu einem Wanderburschen als früher. Es mache schon Freude, jetzt wieder zu wandern. Aber, wie gesagt, man müsse zusehen, daß man die Groschen beisammenhalte. Wenn man ein Brüdengeld sparen könne, gebe das schon wieder drei Semmel, mandertorts, wo sie etwas kleiner sind, gar vier Semmel.

Die Straße drehte, da war die Brücke. Die Rampe stieg kräftig an, in halber Höhe stand das Brückenhaus. Davor der Brückenwärter mit seinem Kartenblos. Besser ist schon, man hält mal an, rechnete ich.

Der Beamte grüßte freundlich. Ich könnte durchfahren, Autos lassen umsonst über die Brücke. Mit allen Insassen? Der Mann sah meinen Begleiter an und versicherte, ich könne auf jedem Platz einen Fahrgast mitnehmen. Dabei lächelte er freundlich. Mir schien, der Tippelbruder aus Hessen lächelte auch.

„Und jetzt fahren Sie in der Steigung an!“ freute er sich. Ich tat ihm den Spaß und heulte die kleinen Gänge schnell hintereinander ab. Klack, dritter Gang! Die Brücke.

Man blidte durch das Trägerwerk auf den schmalen Strom, unten trieb gerade ein Kahn vorbei. Am anderen Ufer standen Kühe bis an den Bauch im Wasser und joffen. Hinter der Brücke sagte mein Tippelbruder „Danke schön“ und stieg aus. „Der Brückenwärter hatte es mir nämlich selber gesagt“ — meinte er zum Schluß — „gehe ein Stück zurück, jagte er, und halte dir ein Auto an. Heute kann ein Tippelbruder wieder ganz gut damit rechnen, daß er mitgenommen wird. Und dann kommst du umsonst über die Brücke, Kamerad!“

Das ist die Geschichte mit dem Brückenwärter.

## Welt u. Wissen

Was ist ein „Augenblid“? („Blitzartige“ Bewegung im Schneckentempo.) Zwei amerikanische Forscher haben es unternommen, den Vorgang der Lichteinwirkung auf das menschliche Auge mit der Stoppuhr zu messen. Wenn ein Lichtstrahl auf die Pupille fällt, so vollzieht sich bekanntlich ein optischer Vorgang, der im Zusammenziehen der Pupille besteht, die sich dann wieder nach Beendigung der Lichtwirkung erweitert. Wie die Amerikaner feststellten, zerfällt nun dieser Prozeß in drei Phasen. Zunächst reagiert das Auge nicht unmittelbar, denn wie jede Bewegung, die der Mensch vollzieht, muß auch die Bewegung der Augenmuskulatur von einem Zentrum im Gehirn ausgelöst werden. Der einfallende Strahl wirkt also zunächst auf das Nervensystem, und dieses reagiert dann in der Weise, daß durch den Sehnerv, der es als „Leitungsdraht“ mit dem Auge verbindet, sich die Verengung der Pupille vollzieht. Diese erste Etappe braucht immerhin 0,19 Sekunden Zeit, also rund ein Fünftel Sekunde; dann erst beginnt die Bewegung der Pupille. Zunächst dauert die Bewegung 0,44, also knapp eine halbe Sekunde, in der sich die Pupille mit einer Geschwindigkeit von  $5\frac{1}{4}$  Millimeter je Sekunde zusammenzieht. Dann verlangsamt sich das Tempo, die Bewegung setzt sich fort mit einer Sekundengeschwindigkeit von  $1\frac{1}{2}$  Millimeter in der Sekunde und dauert ein Drittel Sekunden — damit ist die äußerste Zusammenziehung erreicht, die Pupille hat sich also um etwa 2% Millimeter verengt. Sobald die einfallende Lichtwirkung verschwindet, geht der rückläufige Prozeß vor sich, natürlich auch nach einer Frist von einer Fünftel Sekunde. Dann erweitert sich die Pupille wieder, aber in langsamerem Tempo, als sie sich zusammengezogen hat, nämlich mit einer Geschwindigkeit von 0,95 Millimeter je Sekunde. Es ergibt sich also, daß die Bewegung des Auges verhältnismäßig langsam vor sich geht, denn wenn wir diese winzigen Zeiten und Entfernungen, um die es sich dabei handelt, ins Große übertragen, so ergibt sich eine Stundengeschwindigkeit von nur rund 20 Meter. Die „blitzartige“ Bewegung des Auges geht also nicht viel schneller vor sich als die Fortbewegung der Schnecke!